

Leseprobe aus:

Katrin Seddig

Eine Nacht und alles



Katrin Seddig

**EINE
NACHT
UND
ALLES**

Roman

ROWOHLT · BERLIN

1. Auflage März 2015
Copyright © 2015 by
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Satz Janson PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 87134 785 6

FÜR JAN

*«Ich weiß auch nicht, wie man leben soll,
mir hat's auch keiner gezeigt.»*

(Alice in den Städten)

1.

Etwas breitet sich aus. Kriecht unter den Teil der Bettwäsche, den sie sich über das Gesicht gezogen hat, während sie, erstarrt und noch im Sog des Schlafes gefangen, daliegt. Eine Ahnung von Tag, bevor langsam, durch Wellen von Übelkeit hindurch, etwas Großes und Feierliches in ihr Bewusstsein drängt und sie überschwemmt. Sie ist aufgeweicht, so auf eine kindlich ausgelieferte Art erledigt und aufgeweicht, dass es ihr selbst sofort unangemessen und dumm erscheint.

Sie denkt, dass ihr das, was geschehen ist, immer schon gefehlt hatte, ohne dass sie bisher davon wusste. Ihre eigene Ahnungslosigkeit empfindet sie jetzt als armselig, und sie verspürt Mitleid für sich selbst, wie für ein verlorenes Kind, das heimgefunden hat, an einen Ort, der vorher gar nicht existierte. Es ist verrückt. Das ist ihr im blassen Dunkel als Allererstes von allem, was sonst ist an diesem Morgen, vollkommen klar.

Wacher werdend, macht sich bei ihr ein Angeschlagensein bemerkbar, als sie sich leicht bewegt und sich streckt, vorsichtig, unter dem fremden Bettzeug, glattem Damaststoff, eingewobene Blätter und Blüten, weiß in weiß, die Ornamente nur aus dem richtigen Blickwinkel sichtbar, oder wenn das Licht entsprechend fällt, je nachdem. Sie seufzt. Leichte Schmerzen in Beinen und Armen, Schmerz auch zwischen den Beinen, blaue Flecken bald, ein Ereignis, ein Fall von was?

Sie atmet vorsichtig, um seinen Geruch nicht durch Grobheit zu zerstören. Verschlafene Gier kehrt in sie zurück. Riecht sie wirklich *ihn*, oder riecht sie *nur noch ihn*?

Sekunden oder Minuten später dreht sie sich zu ihm hin, verlagert ihr Gewicht, ein Hin- und Herrollen innerer Schwerpunkte, ein schnelleres Atmen, ein Blinzeln aus verklebten Augenlidern, dann die Kante an der anderen Seite des Bettes, das bläulich weiße Laken, zerklüftete Landschaften bildend, ein Kissen wie eine Skulptur, damastene Stoffblüten in der matten Dunkelheit, sonst sieht sie nichts.

Gegen die Übelkeit ankämpfend, erhebt sie sich, sie stößt auf, bemüht sich, gleichmäßig zu atmen – geht doch.

Das Zimmer ist groß und leer. Ein Schrank, ein Hocker, ein Nachttisch, das hohe Fenster. Sie läuft durch die weiten Räume. In der Küche eine bordeauxrote Einbauzeile, sorgfältig an Chromstangen aufgereichte Kellen. Sie hört Motorengeräusche von der Straße, dann ein haltendes Auto.

Sie tritt an das Fenster und sieht nach draußen. Eine Frau steigt aus, öffnet den Kofferraum, taucht ein und wieder daraus hervor, Gesicht unter der Straßenlaterne, Haare wie kurzes schwarzes Fell, sie hat einen Bilderrahmen in den Händen. Sprühregen hängt wie Nebel in der Luft, sie schlägt ein weißes Laken über das Bild und trägt es über die Straße. Ein Bild. Die Frau trägt ein Bild über die Straße und verschwindet unterhalb des Blickfelds, die Tür des Hauses fällt ins Schloss, es hallt im Flur nach, aber man hört keine Schritte, es bleibt still.

Sie hat einen Blick auf das Bild geworfen, nur ganz kurz, es hatte helle Stellen und dunkle, es setzte sich aus Flecken und Flächen zusammen, dann war es von dem Laken verdeckt. Sie malt sich aus, wie es dazu gekommen sein könnte, nicht zur Oberfläche des Bildes, sondern zum Kauf. Eine Nacht in den Räumen einer Galerie, erst hitzige, dann müde Gespräche, Möglichkeiten an der Hand, eine Überlegung, ein Zweifel, dann das Bild. Sie trägt ein Bild nach Haus, aber keinen Mann.

Sie trägt ein Bild nach Haus, aber keinen Mann.

Der Satz hakt sich in ihr fest. Über drei nebeneinander an der Wand aufgestellten Plastikstühlen ist ein Regal angebracht, auf dem sich Kochbücher reihen. Vor den Büchern steht aufgeklappt in einem ledernen Etui ein Reisewecker. Es ist zwanzig vor sechs.

Sie durchquert hastig die Räume der Wohnung, läuft mehrmals zurück ins Bad, als könnte er sich im gefliesten Glanz versteckt halten, im Schrank vielleicht (sie sieht tatsächlich hinein, gestapelte Handtücher, alle in Weiß), sie setzt sich aufs Klo, um zu pinkeln, spürt einen leicht brennenden Schmerz und lächelt. Sie wäscht ihr Gesicht mit kaltem Wasser und schmiert beim Abtrocknen Reste ihres Make-ups in das Handtuch. Spuren hinterlassen, sich in die Wohnung stempeln, irgendwie.

Im Schlafzimmer wirft sie noch einmal einen Blick durch das hohe Fenster auf die Straße. Er kommt nicht mit Brötchen geeilt. Niemand kommt geeilt. Der Gedanke erscheint ihr sofort lächerlich. Gegenüber eine rötliche Fassade, eine frühmorgendlich ruhende, stumme Hausfassade.

Sie holt einen Kugelschreiber aus ihrer Handtasche und schreibt auf die Rückseite eines Kassenbons aus ihrem Portemonnaie: «Wo bist du?»

Darunter notiert sie ihre Handynummer. Den Kassenbon legt sie auf sein Kopfkissen. Er rollt sich unauffällig weiß auf dem weißen Bezug zusammen. Sie legt ihn auf das Tischchen neben dem Bett und stellt den Fuß der Nachttischlampe auf eine Ecke.

Sie sollte längst zu Hause sein. Früh ist schon zu spät. Sie braucht ein Taxi. Aber sie weiß nicht, wo sie ist. Sie weiß nicht die Straße, sie weiß nicht den Namen unten am Klingelschild,

sie weiß nicht einmal den Stadtteil. Aber vor allem muss es schnell gehen, denn es ist schon spät, zu spät, es ist viel zu spät, wie konnte sie nur einschlafen? Sie steigt in ihr zerknittertes Kleid, das vor dem Bett liegt wie eine alte abgestreifte Haut, nach ihrem Parfüm duftend, nach Rauch und nach Küssen.

Sie erinnert sich schwach, während sie durch das Treppenhaus hinuntergeht, an dessen rosa Farbe sie sich nicht mehr erinnert. Es könnte dunkel gewesen sein, gestern Abend, kein Licht, als sie sich die Treppe hinaufsteigend küssten. Unten betrachtet sie die Klingelschilder, die sich wie eine Mauer von Namen und Leben vor sie drängen. Aber sie ist sich schon nicht mehr sicher, ob sie im dritten oder im vierten Stock gewesen ist, und sie weiß nicht, ob die Schilder wie die Wohnungen angeordnet sind. Sie geht die Namen durch, sie kennt keinen, sie kennt ihn nicht mit seinem Nachnamen. Wenn sie darüber nachdenkt, kennt sie ihn auch nicht mit seinem Vornamen.

Sie läuft zügig, frierend, in ihren Wollmantel gehüllt, durch den Sprühregen, morgendliche Nässe wie eine Strafe, ein kleiner Schlag von Realität, auf der Suche nach einem Straßenschild, dann auf der Suche nach einem Taxi. Sie stößt auf eine breitere Straße, wo Verkehr sich bewegt, sie entdeckt ein Taxi und hebt den Arm. Der Fahrer nickt ihr ruckartig zu, als sie auf dem Rücksitz Platz nimmt. Innen Wärme, leises Radiogeplärre, draußen die Lichter der Laternen auf dem Beton, vorbeihuschend, verschwimmend. Sie schließt die Augen, gekräuselt Haar unter dem Bauchnabel, sie trägt ein Bild nach Haus, aber keinen Mann, ein Reisewecker im Lederetui, eine Mauer von Namen und Leben, ein Einkaufszettel unter der Lampe, *Wo bist du?*, im Radio Rod Stewart, «Baby Jane», Gott. Sie lächelt und hält die Augen geschlossen.

«Alles gut?», fragt der Mann, der nach hinten schaut.

«Ja», sagt sie schlafheiser. Sie zieht ihr Portemonnaie aus der Tasche und zahlt dem Mann zweiundzwanzig Euro. Als sie ihre Stiefel aus dem Wagen schiebt, freut sie sich augenblicklich über ihre Beine. Glatt und fest. Glitzerglanz der Strumpfhosentextur, glitzerglänzende Schenkel.

Der Fahrer hat am Anfang der Straße gehalten, obwohl es bis zu ihrem Haus noch ein gutes Stück ist. Nur keine Aufmerksamkeit erregen, niemanden wecken, vor allem nicht Per.

Sie steigt vorsichtig die vier Stufen neben der Rasenfläche empor, sie schaltet nicht die kleine Laterne vor dem Haus an, rutschige alte Blätter auf den Gehwegplatten, die zum überdachten Eingang an der Seite des Hauses führen, die Blätter des Fächerahorns, der sich vom Nachbargrundstück über die Kirschlorbeerhecke reckt. Sie zieht ihre Stiefel im Treppenhause aus und läuft auf Strumpfhosenfüßen, auf Glitzerglanzfüßen, elfenleise, alkoholschwer, hoch in die zweite Etage, schließt die Wohnungstür so behutsam auf, dass sie sich geräuschlos in den Flur hinein öffnet. Geruch von frischer Farbe.

Vom Wohnzimmer her dringt ein bläulicher Tageslichtschimmer in den dämmrigen Flur. Sie haben ihn vor drei Wochen beige gestrichen. Sie hatten sich auf keine Farbe einigen können, sie waren beide der Ansicht gewesen, der Flur müsse in einer kräftigen Farbe gestrichen werden, um ihm eine Bedeutung zu geben. Rot zum Beispiel. Dann hatte Per einen Topf beige Farbe von seinen Eltern mitgebracht, übrig geblieben von der Renovierung ihres Wohnzimmers. Und sie hatte zugestimmt, überrumpelt von der sparsamen, farblich bescheidenen Lösung, und weil es ihr eigentlich auch egal war, ebenso wie Per, rot oder beige, was ändert das schon. «Es ist nicht beige, es ist chamois, Irene. Chamois.» Die Farbe von

Eierschalen oder Kreppbändern. Das ist unsere Familienfarbe. Beige-chamois, Rehlein, Renilein.

Sie stellt die Stiefel auf dem grünen Fußabstreifer ab, schleicht auf strumpfhosenen Sohlen in das ausgekühlte Badezimmer, schließt ganz leise die Tür, lässt sich auf dem Badewannenrand nieder und atmet ein und atmet aus. Ein und aus. Vor und nach. Unter und über. Von der mehrspurigen Ausfallstraße, die nur vier Häuser weiter hinter der Sackgasse entlangläuft, dringen Verkehrsgeräusche durch das gekippte Fenster. Durch den Fensterspalt strömt unentwegt kalte Luft, feucht und rostig und etwas muffig. Der Geruch kommt vom Kellereingang unterhalb des Fensters. Von den Mülltonnen, von den Fahrrädern, vom nassen Beton. Sie zieht ihr Kleid aus, fröstelnd, im Kopf ein Schmerz. Zieht die Strumpfhose von den Beinen, die Strumpfhose hat gelitten, Glitzerfädchen, kleine graue Knoten, kann sie wegschmeißen. Sie zieht den BH und ihre Unterwäsche aus, ein heißer Geruch unter den Armen und unter den Brüsten, leicht scharf, leicht brenzlig, und ein fremder Geruch von ihrer Scham. Wie Nüsse. Wie bitteres Mandelaroma. Gummihandschuhe. Vegetation.

Sie feuchtet einen Waschlappen an, laufendes Wasser, heiß dampfend, sie friert jetzt richtig, sie wischt verkrampt zitternd mit dem Lappen über die Haut, dann stellt sie sich auf die Zehenspitzen und betrachtet sich im Spiegel. Alles eine Frage des Lichts? In der Helligkeit wird es klar. Das Bett, die Dunkelheit, die Schönheit und die Gewissheit: alles Lüge, wenn man im eigenen Bad bei eingeschalteter Deckenbeleuchtung dem Körper ins Gesicht schaut. Mit pochendem Kopf noch dazu. Sie schließt das Fenster und sammelt ihre Sachen ein. Nach der Geburt von Esther war der ausgebeulte Bauch wie ein Lappen gewesen, aber sie war über den Lappen froh gewe-

sen, tatsächlich. Jetzt ist Esther weg, ihr ausgebeulter Bauch ist weg, fast zumindest, und sie ist weniger glücklich. Wird sie am Ende so knorrig verbogen sein wie ihre Mutter?

Sie wirft die Kleider in den geflochtenen Korb neben der Waschmaschine, taucht ein Stück Klopapier in ihr Cremetöpfchen und cremt Wimperntusche und Lidschatten weg. Vom Lippenstift ist alles weggeküsst. *Weggeküsst*, denkt sie.

Nackt und frierend geht sie den beigen Flur entlang, chamois, chamois, betritt durch die angelehnte Schlafzimmertür das Schlafatem ausdampfende Zimmer, das hinter den geschlossenen Rollos noch nachtdunkel daliegt. Per ist ein gleichmäßig atmender Berg unter einer dünnen Wildseidendecke. Unter schwereren Decken schwitzt er, seit er dicker wird.

Sie schiebt ihren Körper vorsichtig, das Gewicht nur sehr langsam in das Bett hineinverlagernd, unter die Decke. Sie rollt sich, jetzt heftig zitternd, unter der glatten, kühlen Bettdecke zusammen und schließt die Augen. Sie ist in ihrem eigenen Leben verborgen.

Während sie trotz Kopfschmerzen und Übelkeit die Glückseligkeit der Nacht herbeizurufen versucht, um sie mit in den Schlaf zu nehmen, wird ihr der Tag bewusst, der sich langsam durch die Rollos bohrt. Von unten Kindergeschrei. Schreien immer, denkt sie, mit Neid dabei.

Sie denkt, dass es sich jetzt, in Sicherheit und Normalität gehüllt, in ihrem eigenen Bett, anders ausnimmt. Dass sie nicht weiß, wie er heißt. Vielleicht hat sie es gewusst. Vielleicht hat sie es vergessen. Der Name war nicht notwendig gewesen. Jetzt, den Kopf fast ganz unter der eigenen Decke, ist es ein anderer Sachverhalt. Nebenan Per. Atmet unruhig und wälzt sich herum. Er ächzt. Er macht das manchmal, schla-

fend ächzen. Sie denkt an den ohne Namen. An seinen Nabel, in den sie ihren Finger steckte, auf den sie die Wange legte, von wo aus sie den Pfad der Härchen verfolgte, in das dunkle Gebüsch, dass er nicht wie Per unsinnigerweise rasiert und stutzt. Sie weiß nicht seinen Namen, denkt sie wieder, nicht seinen Vor- und nicht seinen Zunamen. Sie weiß nicht einmal, ob sie ihn überhaupt einmal gewusst hat, ob er ihn ihr gesagt hat, so wie sie sich nicht daran erinnert, sich selbst vorgestellt zu haben, weil Namen keine Rolle gespielt hatten, in diesem lustigen Stück von der schlimmen Liebe. Er war nur er, und sie war nur sie gewesen.

Aber sie ist jetzt hier, und sie weiß, wer sie ist: Irene Molander. Studienberaterin in der Verwaltung der Universität Hamburg. Ehefrau von Per Molander, siebenundvierzig Jahre alt, ein halb schwedischstämmiger Gymnasiallehrer für Deutsch und Geschichte. Mutter von Esther Molander, die zu einem Jesusmann nach Hessen abgehauen ist.

Irene erwacht mit drückendem Kopf. Durch die zugezogenen Rollos fällt grünliches Licht auf sie, vor den Fenstern das besänftigende Geräusch von gleichmäßigem, dichtem Regen. Der Regen erleichtert sie, die Ansprüche eines sonnigen Tages bleiben ihr erspart. Sie krümmt sich widerwillig aus ihrer warmen Höhle heraus, läuft ans Fenster, zieht die mit einem Schilfmuster in Grün und Braun großformatig bedruckten Rollos hoch und öffnet das Fenster in Kippstellung. Dann kriecht sie wieder fröstelnd unter ihre Decke, rollt sich zusammen, schließt die Augen.

Regenrausch. Ein Wasserfall, ein Urwald, Lianen, riesige wächserne Blätter, die unter dem Wasser hüpfen, aber reale Umstände quälen sie: Zum einen muss sie pinkeln, und zum

anderen ist ihr Mund ausgetrocknet, ihre Zunge schwer und belegt, sie hat Durst. Willenlos liegt sie da, zwischen Rausch und Qual, da naht Erlösung.

«Kaffee, Rehlein?», fragt Per, der im Türrahmen steht, als sie die Augen öffnet. Er trägt seine alte Anzughose, die nicht mehr bis zum letzten Knopf schließt, dazu einen leuchtend gelben Wollpullover, den er sich vor kurzem gekauft hat, Baumwollkaschmirmischung, Handwäsche, zwanzig Prozent reduziert bei Peek & Cloppenburg. Irene hatte sich gefragt, ob Gelb die richtige Farbe für ihn ist, oder überhaupt für irgendeinen Mann. Er trägt den Pullover auf seiner nackten Haut, er lehnt Unterhemden ab, er sagt, Unterhemden seien eine Erfindung von deutschen Ehefrauen, aber das stimmt nicht, hat Irene von seinem schwedischen Vater erfahren. Männerunterhemden gibt es auch in Schweden und in anderen Ländern, auf der ganzen Welt gibt es Unterhemden, außer vielleicht in der heißen, afrikanischen Wüste. Per sagt, mehrere Kleidungsstücke übereinander engen ihn ein.

Irene sieht ihn an, sein liebes, großes Gesicht, das gar nicht dick ist, nur groß und etwas rau an den Wangen und an der Stirn, seine Nase gebogen, helle Augen, ein rötlicher Bart, den er ab und an stutzt, manchmal und zwischendurch ist er lang, dann wieder kurz, im Moment sogar sehr lang. Er hat ihn sich richtig wachsen lassen, als er damit anfang, sein Schamhaar zu rasieren, als würde das gekräuselte Haar über seinen Hoden an anderer Stelle aus dem Körper drängen. Sein Unterleib ist jetzt vollkommen kahl und glatt. Erstaunlich glatt sogar.

«Warum hast du das gemacht?», hatte sie gefragt.

«Warum nicht?», hatte er geantwortet. «Die Jungens haben das heute alle so.»

«Woher willst du das wissen?»

«Das hat Schmidt gesagt.»

Schmidt, Hendrik, Sportlehrer in der Oberstufe, klein, drahtig und depressiv, fehlt öfter deshalb, kuckt sich anscheinend die Jungen beim Duschen an.

«Das interessiert dich doch nicht, was die Jungen machen.»

«Nein. Aber es war mir neu, dass man das machen kann. Ich wäre gar nicht draufgekommen. Weißt du, Rehlein, mich hat dieses Gestrüpp schon immer gestört. Jetzt ist es ab, und ich fühle mich sauber wie ein Baby.»

Membrum virile, rosig, sauber, tatsächlich ein blitzesauberes Gemächt.

Per lehnt seitlich am Türrahmen, wartet auf ihre Antwort und betrachtet sie. Er pfeift ein Liedchen, das ihr bekannt vorkommt, aus der Fernsehwerbung, oder von einer der CDs, die er in Mengen kauft, wenn er zu Saturn geht. Er mag es, zu Saturn zu gehen, er sieht sich elektrische Geräte an, zum Beispiel Kühlschränke, er hätte gerne einen riesigen, amerikanischen Kühlschrank, und er bringt neu aufgelegte Alben aus den Achtzigern, aus den Siebzigern, sogar Musik aus den Fünfzigern mit. Er kauft auch neue Musik, wenn er von den Schülern etwas mitbekommt, das ihm gefällt. Er hat eine Technikaffinität, die er aus Vernunftgründen nicht auslebt, und eine Liebe zur Musik, die er sich gestattet. Das Spektrum seiner Liebe ist breit, vielleicht auch beliebig, und die Auswahl willkürlich. Er hört Musik auf seiner alten Anlage in seinem Arbeitszimmer, wenn er Klausuren kontrolliert. Sie beneidet ihn um seinen Frohmut und um die Möglichkeit, so freudvoll zu arbeiten.

«Kaffee, Rehlein?»», wiederholt er seine Frage mit schräg geneigtem Kopf.

«Gib her», sagt sie.

Der Duft von Pers Rasierwasser, «Obsession» von Calvin Klein, das sie im Badezimmerschrank versteckt, wenn sie Gäste haben, schlägt sich vertraut in der Luft nieder, verteilt sich im Sonntag und mischt sich dann mit dem Kaffee, den er ihr bringt, in einer riesigen Tasse mit einem Elefantenrüssel und mit Elefantenoehren, das rosa Gesicht des ihr lustig zuzwinkernden Elefanten von Kratzern entstellt. Sie kann sich nicht gegen diese Tasse wehren, weil sie ein Geburtstagsgeschenk der damals siebenjährigen Esther war.

Als Esther noch klein war, zwei oder drei Jahre alt, da gab es kein Ausschlafen am Sonntagmorgen. Da kam sie jeden Morgen um fünf Uhr in ihrem Frotteeschlafanzug mit einem Spielzeug in der Hand, das sie auf Irenes Decke warf, um zurück ins Kinderzimmer zu gehen, um noch mehr Spielzeug heranzuholen und auf Irenes Bettdecke zu werfen, gehen, holen, werfen, gehen, holen, werfen, bis sie genug davon hatte. Sie hielt Irene eine ihrer Spielsachen vors Gesicht, ganz dicht vor die blinzelnenden, müden Augen, in den Schlaf hinein, in die Ohnmacht hinein, und forderte streng irgendeine Reaktion von ihr. «Kämm die Laura die Haare!» Per lag mit halb geöffneten Augen auf dem Rücken neben ihr, auf dem Rücken, weil er sich nicht wegrehen wollte und weil er etwas von seiner Tochter mitbekommen wollte, aber ohne sich zu rühren und ohne sich ihr zuzuwenden, froh darüber, dass nicht er belästigt wurde, und gleichzeitig ein bisschen enttäuscht. Esther hielt sich damals noch ganz an ihre Mutter. Das ist jetzt vorbei. Jetzt hält sie sich an den barfuß laufenden Jesusmann Thomas Lambert.

«Ich musste gerade an Esther denken», sagt Irene.

«Es ist nur eine Phase», sagt Per. «Sie ist siebzehn, da tut

man solche Dinge, da muss man das sogar, das gehört zum Erwachsenwerden.»

«Ja, vielleicht.»

«Der Typ ist sicher ganz nett. Sonst. Ich denke, das ist ein Mensch mit Gehirn und mit Feinsinn, gefühlvoll und gebildet, in gewissem Maße.»

Der Typ, der Jesusmann, der sich gerade entschlossen hat, auf viele Güter des Kapitalismus zu verzichten, aber leider nicht auf Sex, lebt in einem alten Haus am Rande eines Dorfes namens Rumpft in Hessen.

Irene nimmt die Elefantentasse in beide Hände und schlürft vorsichtig den heißen Kaffee. Sie denkt: *in gewissem Maße*.

Sie sagt: «Man könnte auch dort hinfahren und sie holen. Wir sollten das vielleicht sogar tun, als gute Eltern.»

«Irene, wie willst du das anstellen? Willst du nach Rumpft fahren und sie ins Auto zerren? Und außerdem ...»

«Ja? Was?»

Sie blickt ihn aufmerksam an. Seine gerunzelte Stirn, wie immer, wenn er nachdenkt, sein Zögern, wie immer, wenn er ihr etwas mitteilen will, von dem er glaubt, dass es ihr vielleicht nicht gefallen wird. Im Grunde will er ihr gefallen. Er ist nicht eitel, aber er will ihr gefallen.

«Es ist ihre Entscheidung. Sie will nicht, dass wir auftauchen und sie von dort wegschleppen.»

«Sie ist siebzehn, Per, und nicht siebenundzwanzig. Sie kann nicht einfach tun, was ihr gefällt. Vielleicht wünscht sie sich dieses eine Mal doch, dass wir etwas unternehmen. Zumindest im Nachhinein wird sie es sich vielleicht wünschen, wenn sie älter ist und erkennt, dass das alles ein Fehler war.»

«Rehlein, sie ist in zwei Monaten achtzehn. Sie ist im Grunde doch erwachsen. Ich glaube, du musst dich von dem

Gedanken lösen, dass du ihrem Leben eine Richtung vorgeben kannst. Das ist vorbei, lange schon ist das vorbei. Es mag hart für dich sein, aber du musst dich jetzt mehr um dich selbst kümmern.»

Irene lehnt sich in ihren Kissen zurück und denkt daran, wie gut sie sich um sich selbst gekümmert hat. Das ist es, was ihr ein schlechtes Gewissen macht. Wenn sie sich weniger um sich selbst gekümmert hätte, wenn sie unbefriedigter hier in ihrem Bett liegen würde, dann hätte sie jetzt vielleicht ein weniger schlechtes Gewissen wegen Esther.

«Dein skandinavischer ...» Das passende Wort fällt ihr nicht ein, aber was sie meint, ist seine Nachsicht der Tochter gegenüber, sein brutaler Optimismus, seine pädagogische Einstellung und all das, was sich skandinavisch großzügig und doch anmaßend anfühlt, jedenfalls für sie.

Sie stellt die Elefantentasse auf den Nachtschrank und streckt sich noch einmal. Dass Per immer noch lächelnd im Rahmen der Schlafzimmertür steht, sie vielleicht sogar bemitleidet, macht sie noch matter, als sie ohnehin ist. Er steht auf den staubigen Dielen in roten Socken, und seine Zehen bewegen sich auf und ab, als würde er Sport mit ihnen treiben.

«Weißt du, wie das aussieht?»

«Was sieht aus?»

«Deine Socken. Weißt du, wie deine Socken aussehen? Wie ...» Sie wollte schon sagen, wie Hühnerbeine, aber es kommt ihr sofort falsch vor, denn Hühnerbeine sind nicht breit wie Pers Füße, Hühnerbeine sind eigentlich eher fleischlos und krumm.

«Wie rote Socken», sagt Per, hebt den linken Fuß ein Stück an, ächzt wie im Schlaf, zieht den Socken aus, hält ihn hoch

wie ein Beweisstück, wedelt damit herum wie mit einem Fähnchen und wirft ihn ihr dann unversehens, unvorhersehbar, ins schlaftrunkene Gesicht.

«Soll das witzig sein?», fragt sie.

Er nickt.

Irene muss wider Willen lächeln. Dann schiebt sie die Bettdecke beiseite und richtet sich auf. Ihr Kopf schmerzt bei jeder Bewegung. Aber Per wird nie mehr den Türrahmen verlassen, wenn sie nicht aufsteht, und deshalb muss sie es jetzt tun. Als sie, in ihren Bademantel gewickelt, an ihm vorbeigehen will, greift Per nach ihrem Po und drückt sie an sich. Sie spürt seinen Bauch, sie riecht «Obsession», aber er lässt sie gleich wieder los, ein Knüffchen, ein Scherz, und verschwindet in seinem Arbeitsraum.

Pers Arbeitsraum ist ein halbes Zimmer, es steht ein Schreibtisch drin, an der Wand ein Regal, Fachbücher und Klassenarbeiten in Plastikkörben, für jede Klasse ein Plastikkorb, in Blau und Gelb und Grün, und die Stereoanlage. Er schließt die Tür, und sie hört, vom Flur aus, Kylie Minogue im Radio singen. Er singt mit, affektiert, eine Frauenstimme imitierend, er tut vieles affektiert, als wäre das Leben eine Vorstellung, die Welt eine Bühne, auf der Per Molander auftritt, sockenschwenkend, um die Welt zu erheitern. *Can't Get You Out Of My Head*.

Als Irene in der Küche auf dem klumpigen Kissen des Rattansessels mit angezogenen Beinen darauf wartet, dass der Toast aus dem Toaster springt, darauf, dass sich etwas oder auch alles ändert, darauf, dass ihr Handy klingelt, fällt es ihr ein. Das Handy ist stumm, sie hat es auf stumm gestellt, als sie in die Wohnung gekommen ist. Sie war sich sicher gewesen, es würde klingeln, in der Nacht, sofort und dann andauernd.

Sie geht zurück in den Flur, an Pers Arbeitsraum vorbei, zur Garderobe, wo das Handy in ihrem Mantel steckt.

Kein entgangener Anruf. Sie sieht eine Weile auf das Display. Es ändert sich nichts. Im frisch gestrichenen Flur, barfuß auf dem Stäbchenparkett, unter ihren nackten Fußsohlen Sandkörner, mikroskopische Schmerzen, Schmerz ist Leben, Leben ist Schmerz, sie schaut auf ihr Handy, sie friert, und sie hört, was nicht zu überhören ist: *It's you, it's you, it's all for you. Everything I do. I tell you all the time. Heaven is a place on earth with you.* Eine singt tief, und einer singt hoch.

Per sitzt in seinem unterkühlten, weil kaum beheizten Raum, Per scheint von Natur aus warm, im Innern wie nach außen hin, und er korrigiert mit seinem antiquarisch erworbenen, silbernen Füllfederhalter, den er mit roter Tinte aus einem Fass auffüllt, Klassenarbeiten. Irene sieht ihn, auch wenn die Tür geschlossen ist. Sie sieht Per immer, er hat sich bildlich in ihr verewigt, sie sieht ihn, wenn er gar nicht da ist. Das ist Partnerschaft. Inwendig und auswendig.

Er schreibt phantasievolle, witzige und teilweise auch böseartige Kommentare neben die Antworten der Schüler. Per ist eine Karikatur von einem Lehrer, aber ihm wird Respekt entgegengebracht. Vermutlich wird genau Lehrern wie ihm Respekt entgegengebracht, weil sie eine ihnen eigene Härte besitzen, die sich auch von einer gnadenlosen Schülerschaft nicht aufreiben lässt. Vielleicht ist es andersherum aber erst der Widerstand der gnadenlosen Schüler, der solche Lehrer zu Karikaturen werden lässt, so wie Bäume an Böschungen von Flüssen Wurzelauswüchse bekommen oder in windigen Gegenden ganz krumm werden, weil sie gegen den Wind anwachsen.